

Germanstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Erscheint täglich, mit Ausnahme
der Tage nach Sonn- u. Feiertagen.
Pränumerationspreis:
in loco:
Ganzjährig . . . 10 fl. — fr.
Halbjährig . . . 5 „ — „
Vierteljährig . . . 2 „ 50 „
Monatlich . . . — 85 „
Mit Zustellung in's
Haus, monatlich 1 „ — „
Eingelne Nummern 5 fr.
Mit Postverendung:
im Inland:
Ganzjährig . . . 7 fl. — fr.
Halbjährig . . . 3 „ 50 „
im Ausland:
Ganzjährig . . . 9 fl. — fr.
Halbjährig . . . 4 „ 50 „
Für die Redaction verantwortlich:
Adolf Reissenberger.
Manuscripte werden nicht zurück-
geholt; unfrancirte Briefe nicht an-
genommen.

Inserate
werden in der Administration
dieses Blattes (Winttergasse 9)
angenommen;
ferner bei den Annoncen-Expediti-
onen: in Budapest: Hasen-
stein & Vogler, A. V. Gold-
berger, in Wien: A. Oppel-
ler, Hasenstein & Vogler, Rudolf
Mosse, M. Dukas, H. Schallek,
J. Danneberg; in Berlin,
Hamburg, Paris: Hasenstein
& Vogler; in Frankfurt a. M.:
Hasenstein & Vogler, G. L.
Daube & Co.

Insertionspreis:
Der Raum einer einseitigen
Garnitur kostet beim ein-
maligen Einrücken 7 fr., das
zweite Mal 6 fr., das dritte Mal
5 fr. 2 B., incl. der Stempel-
gebühren à 30 fr.

Subscriptions-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Mähbath bei Herrn Josef Wagner, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn Johann Stein, Buchhändler; in Sikris bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in loco, Unterstadt bei Herrn Ludwig Kurovsky, Kaufmann, Schmetzgasse Nr. 17, woselbst die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

N^o. 176.

Germanstadt, Donnerstag den 2. August 1894.

110. Jahrgang.

Der Rechenschaftsbericht der liberalen Partei.

Mit Freude verzeichnen wir, daß die Stützen und leitenden Mitglieder der liberalen Partei den Sommer dazu benutzten, um vor ihren Wählern den Rechenschaftsbericht zu erstatten. Am 19. Juli hat der Minister des Innern Hieronymi gesprochen, in wenigen Tagen wird sich Minister-Präsident Welcker vor seinen Wählern vernehmen lassen. Das Beispiel der Führer zu befolgen, schiden sich auch Andere an.

Das ist ganz in der Ordnung. In einigen Wahlbezirken ist allerdings eine gewisse Spannung zwischen dem Abgeordneten und dem röm.-kath. Clerus eingetreten, doch das hindert weder den Einen an der Erstattung seines Rechenschaftsberichtes, noch gibt es dem Anderen Anlaß zu Repressalien, welche sich weder für diese Gelegenheit passen, noch der Stellung eines Geistlichen würdig sind.

Der zur liberalen Partei gehörende Abgeordnete darf getrost mit voller Beruhigung seines Gewissens, sogar mit stolzem Bewußtsein vor seine Wähler treten, denn keine der parlamentarischen politischen Parteien des Reichstages kann mit größerem Recht von sich sagen, daß sie in des Wortes vollster Bedeutung treu ihrem Namen und ihren Ueberlieferungen ihre Pflicht so erfüllt habe, — wie eben die liberale Partei.

Wir haben ja gesehen, was geschehen ist. Wir sahen, daß mit Ausnahme der aus zwölf Mann bestehenden kleinen Gruppe der Volkspartei — die übrigen Parteien eine verdohrte Tactik, eine unverständliche feige Haltung beobachteten und mit scheelen Augen im Hinterhalte lauerten.

Wir sahen, wie der Führer der Nationalpartei seine von Jedermann für freisinnig gehaltene und als solche gepriesene erste Rede über die kirchenpolitische Reform verleugnete; wir sahen, wie ihn wegen dieser Principien-Verleugnung seine treuesten und vornehmsten Anhänger verließen, und wir sahen, wie der Führer selbst auf seinem Jahrbücher Rettungswägelchen von seiner todtgeschlagenen Politik gar so gerne gerettet hätte, was noch zu retten gewesen wäre.

Graf Apponyi ist in eine fatale Sackgasse geraten und schnappt nach frischer Luft. Jetzt verleugnet er sogar die Verstaatlichung der Verwaltung, weil dieselbe sich dem Stadium der Verwirklichung nähert; er würde auch die Sanierung der von ihm selbst erfundenen sogenannten nationalen Beschwörungen verleugnen, wenn ein Anderer, als er, dertel erfundenen Beschwörungen Abhilfe verschaffen wollte. Er kann seinen verfahrenen Karren nicht flott machen; die nationale „Wagenchmiere“ hilft gegen den ungeheuren Morast nicht, in welchen Apponyi's Wagen in Folge seiner Haltung während der jüngsten kirchenpolitischen Campaigne geklumpft ist.

Sicher kommen ihm Schiller's Worte in den Sinn:

„Könn' ich doch den Ausgang finden,
Ich wie fühl' ich mich beglückt!“

Trotz aller rühmtenwerthen vielen Ausnahmen können auch die Mitglieder der Unabhängigkeits- und 48-er Partei nicht mit voller Beruhigung Rechenschaft ablegen. Wir sahen ja auch dort die scharfe Miniarbeit, welche die eigenen Anhänger der Partei gegen das alte kirchenpolitische Programm der Partei bald im Geheimen, bald mit pharisaischer Offenheit vollbrachten. Wir sahen auch, wie die Ugron, Bartha, Bajaj-Polonji-Ruancen ihr Wesen trieben; sie pausiren auch heute noch nicht; im

Gegenteil: sie lauern auf einen günstigen Regen, um sich im dumpfen Keller der Partei gleich Pilzen zu vermehren.

Diesen Allen gegenüber kann die liberale Partei mit stolzem Gefühl auf die jüngste Vergangenheit hinweisen und vertrauensregend auf die Zukunft hindeuten.

Die liberale Partei kann getrost Rechenschaft geben mit den kirchenpolitischen Erregungskräften und getrost das Vertrauen der Wähler für das künftige politische Programm der Partei beanspruchen, welches in der Verstaatlichung der Verwaltung gipfelt.

Und gleichwie sie bei Vertretung ihrer kirchenpolitischen Vorurtheile nicht die Segel strich, ebenso wenig wird sie es vor der Lösung der harrenden Zukunftsaufgabe: der Verstaatlichung der Verwaltung. Diesbezüglich kann nicht einmal der Einwand erhoben werden, daß die Wähler nicht befragt wurden, denn bei der jüngsten Wahl — zu welcher doch gerade das unglückselige Fiasco der Szapary'schen Verwaltungsreform die Veranlassung war — war die staatliche Verwaltung eine Frage ersten Ranges in dem Wahlkampf.

Die mächtige Strömung der öffentlichen Meinung hat diese Frage bei den Wahlen unterstützt und jetzt bemühen sich Einzelne vergebens, die Sache geringschätzig zu verkleinern; die Strömung ist so stark und zäh, daß selbst die verbissene Coalition der gesammten Opposition sie zu erwidern nicht vermag. Mit ihnen — wenn möglich — aber auch ohne und gegen sie — wenn es sein muß — wird die liberale Partei zum Siege verhelfen dieser großen Frage, deren staatshaltende Kraft die späten Nachkommen segnend preisen werden.

Eine in Ehren errungene Vergangenheit und eine hoffnungsvolle Zukunft: das ist das Charakteristikum des Rechenschaftsberichtes der liberalen Partei.

Politische Uebersicht.

Germanstadt, 1. August.

Da die Majorität der äußersten Linken die kirchenpolitischen Vorlagen der Regierung unterstützte, wurde von mehreren Seiten die Ansicht geäußert, daß die äußerste Linke consequenterweise auch die in Aussicht stehenden Gesetzgebungsreformen unterstützen müsse, da die Verwirklichung der kirchenpolitischen Gesetze ohne vorherige Reform der Verwaltung nicht recht denkbar sei. Der Abgeordnete Ignaz Kelsy hat in Folge dessen schon einmal erklärt, daß diese Schlussfolgerung irrig sei und daß die äußerste Linke sich zur Unterstützung der Vorlagen über die Verwaltungsreform durchaus nicht verpflichtet fühle, ja die Verstaatlichung der Verwaltung entschieden bekämpfen werde. In dieser Angelegenheit spricht sich nun „Egypetstet“ in analogem Sinne aus; das genannte Blatt sagt nämlich in seinem Leitartikel unter Anderem:

„Die Regierungspartei, welche den Triumph der kirchenpolitischen Reformen im Parlamente allein der Principientreue der Unabhängigkeits- und Achtundvierziger-Partei zu verdanken hat, möchte jetzt mit den sonderbarsten Argumentationen Das herausbringen, daß die Unabhängigkeits- und Achtundvierziger-Partei auch in der Frage der Verstaatlichung der Verwaltung eine Verpflichtung übernommen habe, welche sie selbst mit Verleugnung ihrer Principien zu erfüllen gehalten sei. Warum? Weil die kirchenpolitischen Reformen ohne Verstaatlichung der Verwaltung nicht durchführbar seien. Aber diese Behauptung ist es eben, deren Wahrheit wir in Zweifel ziehen, ja die wir entschieden verneinend beantworten. Ebenso wie wir in Betreff der Lösung der Nationalitätenfrage die Verstaatlichung nicht

für notwendig halten, erkennen wir sie auch nicht als Bedingung der Durchführung der kirchenpolitischen Reformen an. Nie hat Jemand die These aufgestellt, daß die kirchenpolitischen Reformen nur auf Grund der Verstaatlichung der Verwaltung durchgeführt werden können, denn sonst hätte man ja vor Allem diese Basis schaffen müssen. Die Reformirung, die Verbesserung der Verwaltung ist eine andere Frage, vor welcher sich die Unabhängigkeits- und Achtundvierziger-Partei nie verschlossen hat und welche sie auch in Zukunft würdigen wird; aber wir werden die Beeinträchtigung, die Confiscation der Autonomie-Rechte auch weiterhin nicht gestatten.“

Von Professor Luskandl, dessen centralistische Velleitäten von Franz Deak durch eine klassische staatsrechtliche Brochüre in den Sechziger-Jahren gründlich abgeführt wurden, ist im österreichischen Staatswörterbuch ein Artikel über die Centralstellen der Verwaltung in der Verfassung des Reiches und Ungarn in ihrer historischen Entwicklung bis 1848 erschienen. Dieser Artikel, der auch im Separatabdruck vorliegt, behandelt das Entstehen gemeinamer Hofämter für die österreichischen Länder unter Maximilian I., die Erneuerung und Erweiterung der gemeinsamen Hofämter unter Ferdinand I., die Erhaltung der Centralstellen trotz der Gegenströmungen von Maximilian II. bis Maria Theresia, die Zeit Maria Theresia's, Joseph's II. und Leopold's II., die Neuregulierungen unter Franz I. In Bezug auf die Heranziehung der ungarischen Gesetze zum Behufe der Construction einer Realunion zwischen Ungarn und den Erblanden ist Luskandl etwas vorsichtiger geworden; nichtsdessenungeachtet finden wir auch in der vorliegenden Arbeit Luskandl's einige ungarische Gesetzartikel angeführt, bezüglich deren Franz Deak evident nachgewiesen hat, daß aus ihnen auf das Vorhandensein einer Realunion nicht geschlossen werden kann. Gerade angesichts der Stellung, welche Luskandl einst gegenüber der ungarischen Frage eingenommen hat, ist es interessant, daß er zu den folgenden Schlussbetrachtungen gelangt: „Oesterreich-Ungarn ist durch die Gesetze von 1867 nicht umfangreicher vereinigt, als es vor dem Jahre 1848 vereinigt war, ja es ist nicht so umfangreich wie damals vereinigt, aber es ist dennoch besser vereinigt, weil es nicht bloß durch die centralisirenden Behörden des gebietenden Monarchen, sondern mit Zustimmung der Volksvertretungen in Oesterreich-Ungarn und mit Zustimmung der Völker und des Monarchen vereinigt ist und daher die Keime und Triebe eines allseitigen Lebens, Blühens und Gedeihens und unbegrenzt fortwährender Entwicklung in sich trägt. Die mit der Einführung der pragmatischen Sanction in Ungarn im Jahre 1723 gewünschte, als Ausgangspunkt und Ziel gleich wichtige Unio animorum hat begonnen, sie wird für alle Zukunft segensbringend sein.“

„Nemzeti Ujsag“ weiß seinen Lesern davon zu erzählen, daß zwischen Justizminister Deak Szilagyi und dem Minister des Innern Carl Hieronymi hinsichtlich der Verwaltungsreform und der Lösung der Nationalitätenfrage Antagonismus herrsche. Auf Grund von competentester Seite erfolgter Aufklärung kann die „Bud. Corr.“ constatiren, daß diese Nachricht des Organs der Nationalpartei von Anfang bis zu Ende eine aus der Luft gegriffene Erfindung ist, die auch der geringsten Grundlage entbehrt.

Drüben, jenseits der Leitha schwebt seit Längem am Himmel der Coalition ein Wölkchen, das sich immer mehr verdichtet und möglicherweise einen ihren Bestand in Frage stellenden Gewittersturm entfesseln kann. Es handelt sich um die anscheinend wenig bedeutende Frage der Errichtung slovenischer Parallellassen an dem deutschen Gymnasium in Gili in Untersteiermark. Das halbe Duzend der im Hohenwartclub verbliebenen Slovenen macht, gestützt auf eine unbedachte halbe Fajage des Unterrichtsministers, die Erfüllung dieser Forderung zu einer Bedingung ihres Verbleibens bei der Coalitionmajorität. Die Deutschen Steiermarks und mit ihnen alle übrigen Deutschen erblicken dagegen in der Errichtung slovenischer Parallellassen an einem deutschen Gymnasium einen Eingriff in ihren natürlichen Besitzstand und sie haben umso gewichtiger Gründe, eine derartige Maßregel zu fürchten, als die Erfahrung sie lehrte, daß slavische Parallellassen an deutschen Lehranstalten immer nur die Vorläufer ihrer schließlichen

Feuilleton.

Au der Kirchhofsmauer.

Novelle von Gerhart Walt er.
(12. Fortsetzung.)

Sie öffnete schnell die Thür. Erstaunt blickten vier Augen auf den Mann, der so plötzlich in ihrem Rahmen sich zeigte: die des Kranken und die des lieblichen Mädchens, die an seinem Bett saß.

„Vater!“

„Mein alter Junge, — was machst Du für Geschichten!“

Und der große, ernste Mann hatte nur Augen für seinen Sohn. Er stand tief über ihn gebeugt und hatte beide Hände um seinen Kopf gelegt.

„Lieber Junge, was hast Du gemacht!“
Sie waren allein. Scheu und bis in die Tiefen des Herzens erschreckt, hatte Cordula sich gesüchelt. Draußen traf sie die Mutter und wollte an ihr vorüber. Die hielt sie fest: „Kordel, ich hab' nig mehr dabei zu thun; nun mach's ab mit dein'm Vater selbst; aber ich hab' d'ran gedacht, ihn kommen z' lassen. Bist mir nu wieder gut?“

Sie lehnte an der Schulter der Mutter und hatte die Hände um sie gelegt. Sie sagte nichts. Aber sie zitterte. Endlich flüsterte sie: „Mutterle, red' Du mit ihm! Ich bin so schrecklich angst!“

„Mein, Kordel!“ sagte die Mutter bestimmt; „mei Wollen is aus-g'spielt und ich hab' kein Glück dabei g'habt; nu sorg' halt für Di selbst! Ich geb' mi zufrieden, wie's unfer Herrgott will!“

Drinnen war ein langes Reden zwischen Vater und Sohn; aber ihre Hände lagen zusammen dabei.

„So, das war genug für heute, mein bester Junge!“ sagte der Oberförster aufstehend und dem Matten die Kissen ordnend; „vielleicht zu viel; aber es mußte klar werden zwischen uns. Ich muß heut' Abend wieder zurück.“

„Gehst Du nun zu ihr?“ fragte Kurt und hielt noch die Hand des Vaters.

„Ja! Nun ruh' Dich aus!“ — Er nickte ihm zu und ging.

Cordula stand in großen Klängen in der Küche bei der Mutter. Sie wußte es: nun mußte ihr Lebensschicksal sich entscheiden. Da hörte sie feste Schritte in der Stube. Die Mutter eilte hinein und kam gleich wieder. „Kordel, Du möcht'st zum Herrn Oberförster kommen!“ sagte sie mit leiser Stimme.

Cordula trat langsam ein. Ihr war, als habe sie Bleisohlen an den Füßen. Besenkten Angesichts stand sie vor dem hochgewachsenen Manne mit dem immer noch tief-ernsten Gesicht. Er betrachtete sie aufmerksam. Aber keine Miene in seinem Gesicht veränderte sich.

„Zeigen Sie mir, bitte, die Stelle, an der mein Sohn gestern verunglückte,“ sagte er nach einer Weile.

Sie wandte sich stumm. Aber die Augen wurden ihr heiß. So ging sie ihm voran. Er folgte und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Sie blieb stehen nahe dem alten Leichenstein.

„Hier,“ sagte sie mit matter, leiser Stimme; „hier standen wir, und hier hinter dem dichten Busch brach der Schindler durch, und da schlug Ihr Sohn auf mit der Stier.“

Sie war sehr blaß geworden.

„So,“ antwortete der Oberförster, „also hier war's!“ Er schien nachzusinnen. „Wir wollen uns einen Augenblick da auf den Stein setzen,“ fuhr er nach einer Weile fort. Er ließ sich nieder, wo Kurt gesessen hatte. „Bitte!“ er zeigte auf den Platz an seiner Seite. Es flog ein leichtes Frieren durch Cordula's Glieder, wie sie da dicht neben dem Manne saß, der den schrecklichen, wahren Brief geschrieben hatte.

„Haben Sie meinen Brief an Kurt gelesen?“ fragte er, als ob er in ihren Gedanken lesen könnte, mit dem Stock nachdenklich im Sande malend.

„Nein!“

Er hob in schnellem Erstaunen den Kopf. „Was? Sie leugnen es?“ fragte er, und eine Falte bildete sich zwischen seinen Brauen.

„Ich habe ihn nicht gelesen, meine Mutter hat ihn mir vorgelesen!“ Der Oberförster piff leise zwischen den Zähnen. Ihr war schrecklich zu Muth.

„Was ich darin gesagt, ist auch heute noch meine Meinung,“ sagte er nach kleiner Weile. Kordel senkte tief den Kopf. Sie kämpfte einen harten Kampf mit ihren Thränen. „Und ich sehe,“ fuhr er fort, „daß Sie und Ihre Familie mit mir im Grunde einer Meinung sind. Das erleichtert uns die Sache ja sehr. Ich frage Sie daher gerade heraus: Wollen Sie meinen Sohn frei geben? Er ist gebunden!“

Sie stand auf und lehnte die Stirn gegen den Stamm des Hollunderbaums. Ihr ganze Gestalt bebte wie im Krampf.

„Nein!“ klang es mit einem Male kurz und scharf, — „ich — ich kann nicht!“ Und es klang wie ein Aufschrei einer Gefolterten.

„Und wenn Kurt Sie nun durch mich bitten ließe?“

Jetzt fuhr sie herum. „Das ist nit wahr!“ antwortete sie stieghaft mit heller Stimme, und brennendes Roth stieg ihr in die Wangen.

„Wenn er Ihnen durch mich eine Entschädigung anzubieten sich erlaubte, — etwa eine Beihilfe zu Ihrer Aussteuer —“

Da stand sie dicht vor ihm, hochaufgerichtet, die feingeschnittene Lippe in grenzenloser Empörung geschürzt, die blauen Augen sprühend im prächtigen Jörn, wunderschön anzusehen, — in den Augen des Oberförsters glomm ein helles Licht auf, — dann wandte sie sich plötzlich und lief wie ein geheiztes Reh zwischen den Gräbern hin, über die Gräber weg, unter dem Gezweig der Trauerweide dort hindurch, daß es hinter ihr her schwankte und wogte, hinein in's Haus, durch die Stube, rief seine Thür auf und stand mit einem Male, ein junges, zum Jörn ihrer angelegtesten Frauenerbe erwachtes Weib, vor seinem Bett, stolz, fest, zusammengerafft.

„Hast Du Dich von mir loslaufen wollen?“ fragte sie mit fester, klarer Stimme. — „Antwort: ja oder nein?“ Und jeder Nerv an ihr war Leidenschaft.

Verwundert richtete Kurt sich mühsam auf dem Arm auf.

(Schluß folgt.)

völligen Stabilisierung zu sein pflegen. An der Zufriedenheit jenes halben Dutzend Slovener würde nun wenig gelegen sein, und die Coalition könnte ihrer ohne Gefahr entziehen. Es sind jedoch in den letzten Tagen Anzeichen hervorgetreten, daß Graf Godean selbst und sein ganzer Club für die slovenische Forderung einzutreten und deren Gewährung zu einer Frage ihres Verbleibens in der Coalition zu machen gedenken. Dadurch gewinnt die Angelegenheit größere politische Wichtigkeit. Die Deutschen haben dementsprechend ihren Weg vorgezeichnet. Principiis obsta muß angesichts der Begehrlichkeit der Slovenen ihren Grund in allen nationalen Dingen sein und bleiben. Niemals dürfen sie mit der Preisgebung eines nationalen Interesses, und wäre es noch so geringfügig, den Bestand der Coalition zittern lassen. Denn diese selbst hört auf für sie einen Wert zu besitzen, wenn sie ihre Aufgabe, den nationalen status quo ohne jede Einschränkung aufrecht zu erhalten, nicht zu erfüllen vermag.

„Figaro“ veröffentlicht eine Unterredung mit dem marokkanischen Minister des Aeußeren Mohamed el Mosaddel Gavit, in welcher dieser mittheilt, England habe dem verstorbenen Sultan den Kauf von Tanger angeboten. Hierauf bemerkt Mohamed el Mosaddel Gavit, niemals werde ein Sultan seine Zustimmung geben, daß ein Theil des marokkanischen Gebietes einer europäischen Nation verkauft werde.

Die „Nowoje Wremja“ führt aus, daß für Rußland in Korea sehr ernsthafte Interessen auf dem Spiele ständen. Wenn es Japan gelingen sollte, sich endgiltig in Korea festzusetzen, so könnte für Rußland leicht ein eben solcher Vorposten geschaffen werden wie in Europa. Rußland könne nicht ruhig zusehen, daß der unruhige Nachbar Japan sich in Korea festsetze. Ebenso wenig könne Rußland auch gestatten, daß England die Hamilton-Insel besitze, wozu die Londoner Presse aus Anlaß der Wirren in Korea auffordere. Korea sei für Rußland von unbestreitbarer Wichtigkeit und England habe dort auch nichts zu suchen.

Eine Sophistische Zuschrift der „Pol. Corr.“ reflectirt auf die in einem großen Theile der Presse, zumal in russischen Blättern, seit dem Rücktritt Stambulow's fortwährend diskutirte Frage der Ausöhnung zwischen Rußland und Bulgarien und constatirt, daß die neue bulgarische Regierung ihre Stellung zu dieser Frage bei Antritt ihres Amtes klar und deutlich präcisirt habe. Die Regierung habe damals erklärt, sie wolle sich einer Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen Rußland und Bulgarien nicht entgegenstellen, halte es aber nicht für ihre Sache, die Initiative zu ergreifen. Die Regierung stehe ferner auf dem Standpunkte, daß Bulgarien keine wie immer gearteten Concessionen an Rußland zu machen habe und daß dieses in Bulgarien nicht mehr beanspruchen könne, als jede andere Macht. Daß dieses Programm ernst gemeint sei, dafür bieten die Persönlichkeiten des neuen Cabinets eine Gewähr. Die bulgarische Regierung habe weder durch ihre Zulassung, noch durch ihre Haltung Anlaß gegeben, die Ausöhnungsfrage auf's Tapet zu bringen. Sie könnte auch, selbst bei einem Entgegenkommen Rußlands in dieser Richtung nichts unternehmen, so lange die neue Sobranje nicht gewählt ist.

Kirchenpolitik.

Wir begegnen in der „Corr. de Hongrie“ verschiedenes angeblich aus der Aula des Fürstprimas stammendes, auf die Fragen der Kirchenpolitik bezüglichen Mittheilungen. Es heißt dort:

Die von der extrem-katholischen Presse hervorgerufene Bewegung, welche durch Deputationen verschiedenen Ranges und Standes unmittelbar auf Se. Majestät zu wirken wünscht, wird einen in jüngster Zeit gefassten und eine große Tragweite besitzenden Entschluß des Fürstprimas ohne Zweifel als Bestätigung ihrer Tendenzen feiern, und eben deshalb ist es wünschenswerth, bei Zeiten die wahre Intention und Tragweite des vom Fürstprimas gefassten Beschlusses darzulegen.

Fürstprimas Baczary hat beim Obersthofmeisteramt angemeldet, daß er in Begleitung der Bischöfe Schuster und Vende, sowie seiner nächsten Umgebung Sr. Majestät seine Aufwartung zu machen wünscht. Bei dieser Audienz sind sowohl von Seite des Fürstprimas als auch von Seite des Königs hochwichtige politische Concessionen zu erwarten, welche auf das höchste schiedliche kirchenpolitische Bewegung von entscheidender, endgiltiger Wirkung sein werden. Der Text der betreffenden Erklärungen ist noch ein Geheimniß, doch könne über die Tendenz derselben kein Zweifel herrschen, wenn man den genau präcisirten Standpunkt des Fürstprimas hinsichtlich der sogenannten conservativ-katholischen Agitation in Erwägung zieht.

Nach der Ansicht des Fürstprimas sind die politischen Verhältnisse für den Katholicismus nicht die günstigsten, oder beizumessen nicht so trübselig, wie einzelne Extreme es glauben machen möchten. In der Aula des Fürstprimas würde man eine starke conservativ Partei mit großer Freude begrüßen und mit noch größerer Bereitwilligkeit unterstützen, allein in Ermangelung eines geeigneten Führers findet man sich lieber mit der bestehenden Zwangslage ab, als daß man einen Kampf zweifelhaften Ausgangs riskire. Graf Albert Apponyi glaubte, daß er durch die Vertreibung der katholischen Sache seine Popularität gefährden würde, und brachte die facultative Civilese nur als Ausflucht in Vorschlag. Die mühevollen und erfolgreiche Thätigkeit der Grafen Ferdinand Bichy und Nicolaus Moriz Esterhazy ist viel zu ephemere Natur, als daß sie dadurch zu Candidaten für eine leitende Rolle erhoben werden könnten. Dem Grafen Julius Szapary endlich fehlt die erforderliche Agilität. Dagegen kann die Regierung — die wohl keine Beschützerin, aber auch keine Verfolgerin des Katholicismus ist, die in der Wahl ihrer Mittel wohl nicht sehr wählerisch ist, jedoch Intentionen hegt, deren edler Charakter vom Standpunkte des Patriotismus von Niemandem in Zweifel gezogen werden kann — bloß wegen ihrer Kirchenpolitik nicht verdammt werden. Und so wird denn die Agitation, obwohl der Katholicismus viel verloren hat, nach erfolgter Sanctionirung der Civilese von selbst schwinden und man ist in der Aula der Meinung, daß der Clerus sich dem sanctionirten Besetze nicht weiter widersetzen werde.

Kurz zusammengefaßt: die Action soll nicht auf die Wiedererlangung der verlorenen Position gerichtet sein, damit nicht noch andere bestehende Rechte und Interessen darunter leiden; oder deutlicher gesprochen: man soll nicht gegen die Civilese hegen, sondern die Lösung der Autonomie- und Congrua-Frage urgiren.

Was unter den jetzigen Verhältnissen das Herz jedes Katholiken am schmerzlichsten berühren kann, ist die Erscheinung, als wäre beim Clerus die pflichtgemäße Ehrfurcht von der Person des Fürstprimas erfordern. Dies scheint auch der Ton und die Haltung eines katholischen Tageblattes zu beweisen, welches offen die Dissolution predigt, mit aufwiegelnden Artikeln die Autorität angreift und sich dadurch auf denselben Standpunkt stellt wie jene Blätter, welche die sociale Dissolution anstreben. Die offene Desabonirung jenes Blattes kann nicht mehr ausbleiben; es sind bereits 48,000 fl. zur Herausgabe eines geeigneteren publicistischen Organs gesammelt.

Der Fürstprimas ist überzeugt, daß die Verhältnisse sich bald und gründlich ändern werden. Bei den nächsten Wahlen werde die conservativ Partei sich gemäß Bahn brechen. Dann werde die Regierung, die auf vielen Gebieten, namentlich auf dem Gebiete der Volkserziehung eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, sich davor nicht verschließen können, daß sie den Katholiken für die von ihnen gebrachten zahlreichen und großen Opfer auf irgend einem anderen Gebiete Entschädigung gewähre, sei es auf socialem, auf volkswirtschaftlichem oder Volkserziehungsgebiete. Die Zeit werde kommen, in welcher die jetzigen Kämpfe vergessen sein und alle Bürger des Staates aus dem erregenen Triumph Vortheil ziehen werden.

In Betreff der Reception der Israeliten ist in der unmittelbaren Umgebung des Fürstprimas die Uebersetzung zum Durchbruche gelangt, daß unsere israelitischen Mitbürger mit schuldigem Danke und mit schiedlicher Bescheidenheit die jetzige Situation zur Kenntniß nehmen und sich nicht noch weiter ausdehnen werden.

Local- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 1. August.

(Requiem.) Für weiland Seine k. und k. Hoheit den Herrn Erzherzog Wilhelm findet Freitag den 3. d., 9 Uhr Vormittags, in der hiesigen röm.-kath. Stadtpfarrkirche ein feierliches Requiem militärischerseits statt. Zur Theilnahme an demselben werden hiemit alle p. t. Behörden eingeladen.

(Erzherzog Wilhelm f.) Die „Neue Freie Presse“ stellt den Unglücksfall, dessen Opfer Erzherzog Wilhelm ward, in folgender Weise dar: Erzherzog Wilhelm unternahm gestern Vormittags gegen 10 Uhr seinen gewöhnlichen Morgenritt, der so verhängnißvoll für ihn enden sollte. Das Pferd, das er benutzte, gehörte zu den Lieblingen aus seinem Marstalle, ein 13-jähriger Fuchs, der als ein ziemlich ruhiges Thier galt. Als der Erzherzog gefahren die zu seiner Villa führende Albrechtsbrücke passirt hatte, ward er eines Juges der jüngst eröffneten elektrischen Bahn anständig, deren Kopfstation im Helenenthale sich unmittelbar bei der genannten Brücke befindet. Der Erzherzog hatte in der letzten Zeit wiederholt Versuche unternommen, zu erproben, welche Wirkung die ungewohnte Erscheinung und das Geräusch der Motorenwagen auf seine Pferde ausübten und zu diesem Zwecke die Thiere bis dicht an die Geleise der vorüberfahrenden Wagen geführt. Einer Dame gegenüber äußerte sich der Erzherzog noch vor wenigen Tagen: „Wissen Sie, es macht mir viel Spaß, zu erproben, ob meine Pferde vor der elektrischen Bahn scheuen; bisher blieben sie alle ziemlich ruhig, was mich sehr freut.“

Gleichfalls vor einigen Tagen ritt der Erzherzog mit seinem Stallmeister aus, als plötzlich des Besten Pferd vor einem Wagen der elektrischen Bahn scheute, worauf der Erzherzog dem Stallmeister zu halten befahl, dessen unruhig gewordenen Pferd bestieg und, nachdem er es mit seiner Reiterhand gebändigt, dem elektrischen Zuge nachritt. Vor ungefähr einer Woche ritt der Erzherzog wieder neben einem Zuge der elektrischen Bahn, als sein Pferd unweit des Establishments Sacher scheute und den Reiter abzumersen drohte, so daß Passanten zu Hilfe herbeieilten. Doch gelang es dem Erzherzog auch damals wieder, das Pferd zu beruhigen.

Um so unglücklicher sollte der Versuch enden, den der Erzherzog gestern Vormittags unternahm, als er, über die Brücke reitend, den zur Abfahrt bereiten Zug der elektrischen Bahn gewahrte. Der Erzherzog rief dem Zugführer zu: „Jetzt läuten Sie erst recht tüchtig.“ Das Pferd blieb ruhig. Präcis 10 Uhr setzte sich der aus zwei Wagen bestehende Zug in der Richtung gegen Baden in Bewegung. Auf der rückwärtigen Plattform des zweiten Wagens stand der Stallmeister des Erzherzogs und beobachtete, wie sein Herr in kurzem Trab neben dem Zuge bis zur ersten Haltestelle einherritt. Nun ließ der Erzherzog den Zug im Rücken, um die Wirkung zu erproben, welche das Geräusch auf das Thier ausüben werde. Eben wollte der Erzherzog das Experiment wiederholen, als das Pferd sich bäumte. Die wenigen Passanten, die Zeugen des erschütternden Vorfalles waren, geben übereinstimmend an, daß der Erzherzog alle Kunstgriffe anwendete, um seines Pferdes Herr zu werden — vergeblich. Da erfaßte er mit der rechten Hand die Mähne und versuchte, mit der linken die Zügel kurz fassend, abzustreifen. Ein jäher Rück und der Erzherzog stürzte rückwärts zu Boden, wobei der linke Fuß sich im Bügel verfang. Das Haupt des Erzherzogs schlug auf den Boden, der gerade aus dieser Stelle mit spitzen Steinen bedeckt ist, auf, das Pferd schleifte den Erzherzog in dieser fürchterlichen Lage etwa zehn Schritte quer über das Geleise. Hier löste sich endlich der Fuß aus dem Bügel und das Pferd stürzte rasend vorwärts, während der Reiter schwer verwundet auf der Straße liegen blieb.

In Jschl wurde die Nachricht von der Katastrophe in den Abendstunden durch Privat-Telegramme bekannt und verbreitete sich im Circulpublicum sehr schnell, überall das tiefste Mitleid und schmerzliche Ueberdauern erregend. In der von Ihren Majestäten bewohnten Villa war nachmittags Familienrat, an welcher außer dem Herrscherpaar die Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvador, ferner der von Traunkirchen zu Besuche eingetroffene Mutter des Erzherzogs, Erzherzogin Maria Immaculata, mit ihren Kindern und deren erst jüngst verheiratete Tochter, der Erzherzogin Maria Carolina Immaculata, nebst ihrem Gemahl, dem Prinzen August von Koburg, theilnahmen. Zu dieser Zeit war der tragische Unglücksfall des Erzherzogs Wilhelm in der Kaiservilla noch unbekannt. Die Erzherzogin Valerie und ihr Gemahl geleiteten nach dem Diner die Familie der Erzherzogin Maria Immaculata zum Bahnhofs. Gegen 7 1/2 Uhr lief in der Kaiservilla die erste Depesche ein. Gegen 8 Uhr wurde die Trauerbotschaft kund. Der König, welcher sich auf das Tiefste erschüttert zeigte, ließ sofort sämmtliche für die nächsten Tage angelegten Hoffjagden abgahn.

Erzherzog Albrecht traf nach einer zehnstündigen Wagenfahrt gestern um 4 Uhr nachmittags im Alpenhotel Suiden ein. Kurz darauf liefen zwei Telegramme ein, von denen das erste über den lebensgefährlichen Sturz des Erzherzogs Wilhelm berichtete und das zweite, das gleich darauf einlief, das Hinscheiden des Erzherzogs meldete. Erzherzog Albrecht, der schon nach dem ersten Telegramm die hohe Gefahr, in der sein Bruder schwebte, geahnt hatte, war von der Todesnachricht tief erschüttert, und man sah Thränen in seinen Augen. Eine sofortige Abreise war wegen der starken Ermüdung der Postpferde nicht thunlich, weshalb die Wagen für heute zeitlich früh bereitgestellt wurden. Nach einer in Folge der heftigen Gemüthserschütterung schlaflos verbrachten Nacht war aber Erzherzog Albrecht bei seinem leidenden Zustande einer neuerlichen zehnstündigen Wagenfahrt nicht gewachsen. In Folge dessen hat er auf die dringende Vorstellung des Stabsarztes Dr. v. Hübl seine Abreise verschoben.

(Der populäre Erzherzog.) Im „Neuen Wiener Tagblatt“ finden wir die folgende Schilderung des Erzherzogs Wilhelm, dessen tragischer Tod allenthalben tiefe Befürzung und aufrichtigste Theilnahme hervorgerufen hat.

Die hohe, schlank, elastische Figur des Erzherzogs, der fast ausnahmslos die Oberjunkeruniform seines Artillerie-Regiments trug, war eine der bekanntesten Erscheinungen im öffentlichen Leben der Residenz. Raum fehlte der Erzherzog bei irgend einem Anlaß: Bei den militärischen Festen, bei den Weltrennen, in den Premieren unserer Hof- und Privattheater, im Concertsaale, auf dem Ringstraßenparade, bei allen zu wohlthätigen Zwecken getroffenen Veranstaltungen, bei den zahllosen Bazarren, Gartenfesten u. s. w., die seit etwa 40 Jahren in Wien stattfanden — überall sah man den Erzherzog, überall gewann er durch sein leutseliges, bescheidenes Auftreten und durch sein ganzes, man kann sagen bürgerliches Gebahren sofort die Sympathie der Bevölkerung. Er war so schlicht in seinem Verke, daß jemand, der ihn allenthalben nicht gekannt hätte, in ihm kaum den kaiserlichen Prinzen, den hervorragenden Militär, den obersten Chef eines, wie männiglich bekannt, ausgezeichneten und mit Ruhm bedeckten militärischen Zweiges vermuthet hätte. Seine persönliche Tüchtigkeit, das rege Interesse, welches er an der Wohlfahrt der Armee nahm, sind zur Genüge bekannt und seiner militärischen Tapferkeit und Unerschrockenheit legte seine hervorragende Theilnahme an dem Feldzuge des Jahres 1866, in welchem er bei Königgrätz verwundet wurde, ein glänzendes Denkmal. Aber mit ebenso unermüdetem Eifer, wie den Geschäften seines militärischen Berufes, widmete er sich auch

allen anderen öffentlichen Interessen und verfolgte er die Entwicklung der Residenzstadt Wien, zu deren schwärmerischen Verehrern er zählte und wo er mannigfache gesellschaftliche Verbindungen unterhielt, die ihn namentlich zu bedeutenden Vertretern der Kunstwelt in freundschaftliche Beziehungen brachten. Als einer der kunstfinnigsten Prinzen des kaiserlichen Hauses widmete er allen Künsten und speciell der Musik seine wärmste Protection, und zwar nicht bloß mit den Neigungen des Mäzens, sondern mit seinem Verständnisse für alles Schöne und Bornehme als genauer Kenner aller künstlerischen Richtungen und alles dessen, was als neu und interessant auf dem Gebiete der Kunst austrat. Erzherzog Wilhelm war selbst ein ausgezeichnete Clavierpieler und noch lange ehe eine neue Oper in Wien zur Aufführung gelangte, war er mit der Partitur innig vertraut, hatte sie schon durchgepielt und sich bereits ein Urtheil über den Werth derselben gebildet. Wiederholt war in der Öffentlichkeit von dem freundschaftlichen Verhältnisse die Rede, in welchem er beispielsweise zu Johann Strauß stand. Er zählte zu den größten Verehrern des Meisters, dessen Werke ihm alle geflüßt waren, er empfing ihn wiederholt als Gast und ließ seine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihn auszuweichen. Eine Fülle von Geschenken, Andenken, Nippes aller Art hat der Kaiserkönig im Laufe der Jahre von dem Erzherzog erhalten und nach jeder Strauß'schen Novität besaß sich Erzherzog Wilhelm als einer der Ersten unter Jenen, welche den Componisten beglückwünschten. Ein Liebling des nun verlebten Erzherzogs war auch Alexander Girardi. Bei seiner Novität des Theaters an der Wien, in welcher Girardi eine Haupt- und Glanzrolle inne hatte, fehlte der Erzherzog und gewöhnlich kam er auch an den folgenden Abenden bei den ersten drei oder vier Wiederholungen immer wieder, regelmäßig als einer der Ersten im Hause und das Theater nicht verlassend, ehe nicht der Vorhang zum letzten Male gefallen war. Auch Girardi besitzt in dem kleinen Museum, das er sich aus Geschenken von Verehrern und Freunden angelegt, zahlreiche Andenken an den Erzherzog Wilhelm. Man erinnert sich noch, daß, als der Künstler vor Kurzem sein fünfundsiebenzigjähriges Schauspielerjubiläum feierte, Erzherzog Wilhelm es sich nicht nehmen ließ, während des Zwischenactes persönlich in der Gardebothe Girardi's zu erscheinen und ihm in den herzlichsten Worten für die zahllosen genussreichen Abende zu danken, die er ihm bereitere. Besondere Verehrung begehrt der Erzherzog für die Meister der jungen italienischen Componistenfamilie, insbesondere für Mascagni und Leoncavallo. In den ersten zwanzig Aufführungen der „Cavalleria“ fehlte der Erzherzog niemals in der Hofoper und ebenso bei den Vorstellungen der „Pagliacci“. Leoncavallo mußte bei seiner letzten Anwesenheit in Wien dem Erzherzog die Partitur der „Pagliacci“ auf dem Claviere vorspielen. Vor ganz kurzer Zeit erst hatte Erzherzog Wilhelm auch Gelegenheit, seine glänzende Begabung als Arrangeur hippischer Feste zu betheiligen und sein Antheil an der Inszenirung des Carroussells in der Hofoper, bei welchem er als Lenker eines viergespannten mitwirkte, ist noch in frischer Erinnerung.

(Erlobte Professur.) An der Székelyudvarhelyer k. ung. Staats-Oberrealschule ist die Professur für darstellende Geometrie und Mathematik zu besetzen. Gesuche sind bis 20. August an das Klausenburger Studien-districts-Oberdirectorat einzulegen.

(Verkauf von feuergefährlichem Petroleum.) Der Minister des Innern hat verfügt, daß Petroleum, welches sich bei weniger als 21 Grad Celsius entzündet, nur darat in Verkehr gebracht werden kann, wenn das betreffende Gefäß von außen an auffälliger Stelle und mit deutlicher Schrift als „feuergefährlich“ bezeichnet ist. Für den Detailverkauf muß solches Petroleum in Gefäßen gehalten werden, welche ebenfalls in dieser Weise bezeichnet sind. Ebenso müssen die Gefäße bezeichnet werden, in welchen derartige Petroleum in's Haus zugestellt wird, und muß der Kaufmann auch an dem Gefäß, in welches das Petroleum überleert wird, eine Bismarte mit der obigen Aufschrift anbringen.

(Die Karlsburger Advocatenkammer) verlaßt, daß das Disciplinar-Gericht dieser Kammer den Advocaten Rubin Patitia auf Grund des Urtheiles des Klausenburger k. Gerichtshofes als Rechtsgerichtes von der Ausübung der Advocatur suspendirt hat. Die Kammer deselben hat der Karlsburger Advocat Mathäus Nicola übernommen.

(Offene Stuhlrichter-Stelle.) Bei der Jurisdiction des Hermannstädter Comitates ist die neuheimische, mit 800 Jahresgehalt zu besetzen, worüber Competenten Näheres aus der Concurs-Ausschreibung im Inzeratenthelle des heutigen Blattes ersehen können.

(Ein gefährlicher Gauner.) Dienstag Vormittags arretrirte ein Wachmann einen jungen Mann, weil er im Marktgebäude einlaufenden Frauen in verdächtigster Weise sich näherte und auch ein Paar neuer Schuhe in der Hand trug. Nachdem der Mann, angeblich Josef Detves, seinen Begleiter wiederholt zu besetzen versucht, gab er vor dem Rathhaus mit einem Schirm dem Wachmann einen heftigen Schlag, daß der Schirm zerbrach und stürzte in die Entengasse. Der Wachmann eilte ihm nach und arretrirte ihn dennoch. Am selben Vormittag war aus einem Geschäft eine Schachtel mit etwa 15 Gulden Silbergeld gestohlen worden und Detves hatte nur solches bei sich. Bei der Verfolgung hörte der Wachmann ein Klingeln, wie wenn Silbergeld fiel, offenbar warf der Gauner davon weg, denn es erwies sich, daß er es war, der im Geschäft gestohlen; auch die Schuhe und der Schirm waren vom hiesigen Platz entwendet. Detves wurde zuerst photographirt und dann wegen Diebstahl und Gewaltthätigkeit gegen ein Amtsgesandenes dem k. Gerichtshof abgeliefert.

(Die hiesige städtische Rüstkammer) ist jeden Donnerstag von 2 bis 3 Uhr nachmittags dem Publicum zur Besichtigung geöffnet. (Bad Bzafna.) Donnerstag den 2. d. wird eine Abtheilung der 31er Regiments-Musik beim Bad und im Restaurations-Garten bei E. Haybender in Bzafna concertiren.

(Brände.) In Hundertbüchel brannte am 26. Juli der Weizen von fast 3 Gewänden, circa 237 Hufen, zum größeren Theile bereits geschnitten und in Haufen gelegt und nur zum geringen Theile der Sichel harrend, ab. Der Schaden beträgt 474 fl. — Am 28. Juli früh schlug der Blitz in Balheim in eine mit Heu und Widern gefüllte Scheune, welche alsbald in Flammen stand. Bei völliger Windstille und strömendem Regen gelang es, den Brand zu localisiren.

(Zum Memorandum-Processe.) Aus Klausenburg wird vom 30. v. geschrieben: Der im Memorandum-Processe verurtheilte Dejeer Advocat Theodor Thobal wurde bis zum Monate September auf freien Fuß gestellt, da seine Frau schwer krank darniederliegt. Thobal mußte eine Caution von 4000 fl. erlegen und darf sich ohne Erlaubniß nicht von Dees entfernen. — Lucacia, Ratiu und Coroianu wurden gestern Morgens nach Szegedin in's dortige Staatsgefängniß eecurirt.

Die im Memorandum-Processe verurtheilten Rumänen Lucacia, Coroianu und Ratiu sind am 29. v. nachmittags halb 5 Uhr, begleitet von einer aus einem Gendarmrie-Beutenant und zwei Gendarmen bestehenden Wache, in Szegedin angekommen. Sie erhielten ihre Stellen in verschiedenen Abtheilungen des Staatsgefängnisses angewiesen, was ihnen nicht recht war. Die Familie Lucacia's wird in Szegedin Wohnung nehmen. Coroianu war von seinem Bruder und seiner Schwester begleitet. Als die genannten drei Verurtheilten am 29. v. Mittags Großwärdin passirten, wurden sie im dortigen Bahnhofs von einigen rumänischen Advocaten und von mehreren Juristen mit Setreasca-Rufen begrüßt und dann bemitleidet. Die Temesvarer „Dreptatea“ schreibt in dieser Angelegenheit mit sehr lebhafter Phantasie: „Die ungarische Staatsbeere feiert die Orgie ihrer rebellischen Zügellosigkeit, während ein Volk erhabenen Hauptes, aber vom Schicksal gebrochenen Herzens den zum Gefängniß führenden Weg betritt.“

(Eine weiße Schwalbe) ist in der Welt der Ornithologen keine geringere Seltenheit, wie der sprichwörtliche weiße Hahn. In Ungarn konnte man bisher nur ein solches Naturwunder und dieses Exemplar

wird in der Am 29. v. Dr. Abolf benjo der Bedor erla zweifellos

In der N stadt, an aus Topol golt, war Als die B des Dorces seine schön noch mehr Die Groß Tängerin E Gemiehe u Geliebte u Bath rih in in den stieß es in sammen. S bvermudet. stromt zu auch mit B Brust so g unbedingt

(Gendarmen) Schmuggel a fangenen sa statirt wurd fufulesbad gestand dem bald darauf mordverjuch

die „Répub auf 32.000 auf 84.000 auf 138.000 145.000 G es in Jtal Catania ka 15.000, in auf 30.000, wohner ein

(Bernhard) anderen a Diners der Gedacht, w man bringt Tisch herum Augen. De Mantuffel: Mantuffel z zu alle n ist englisch standen, ibe Generalfeldm Tisch nächst sitzen; sie er sei wie gewesen sei; Teppich stol nicht fiel.

(Gwärtig noch) Geschichte Lu führt feiner hundert Jahr die Familien

(Die „Mala“ gizen Land mittel der u eine Hun die Steuerp

(W hatte jüngst kaufen und Der glücklic Kammerdiene geldter der f sowohl diese Renten erma

(E Paris, das mehrere Ta die Bemese ist Antifemil un Bedeutung zu italienischen J italianischer daß der alte und sich noch Bescheidung geschäft betrei sein. Der B der Mailände antifemistische hat, als ihre waren, trium der Kirche E steller alle sei hatte keine A

„Der Lüg n bedeutet als aufgesehen, d richtig gefä

(De berichtet: In berichtebeimen fragte den M Telantograph Verwaltung ha Hause in den So wird es b

(Die

(Die

(Die

wird in der Lesart des Fürsten Esterhazy wie ein Schatz bewahrt. Am 29. v. ist nun ein zweites Exemplar dieser Rarität an den Präparator Dr. Adolf Endl gelangt. Das Gefieder dieser Schwabe ist schneeweiß, ebenso der Schnabel und die Beine; dagegen sind die Augen des von Job. Beder erlegten Thierchens roth. In Ornithologenkreisen wird diese Rarität zweifellos verbientes Interesse erwecken.

(Blutiges Kirzweihfest.) Aus B. Topolza schreibt man: In der Nachbargemeinde Kis-Hegyes fand am 29. v. das Kirzweihfest statt, an welchem auch der berühmte Witthshaushebel Michael Hatala aus Topolza theilnahm. Da er als bester Tänzer der ganzen Umgebung galt, war er bei den schönen langzünftigen Bauernmädchen gern gesehen. Als die Zigeuner zu spielen begannen, forderte Hatala das schönste Mädchen des Dorfes zum Tanze. Alles war schon müde geworden, nur Hatala und seine schöne Tänzerin tanzten weiter, und um den Reiz der Kis-Hegyeser noch mehr herauszufordern, warf Hatala dem Zigeuner einen Fünfer hin. Die Großhurei Hatala's hatte aber leider sehr traurige Folgen. Die Tänzerin Hatala's war die Geliebte des nachsüchtigen Kis-Hegyeser Burjchen Emerich Sipos. Dieser konnte es nicht über's Herz bringen, daß seine Geliebte mit einem Fremden so lange tanze und coquette. Bitternd vor Wuth riß er ein scharfes Messer hervor, sprang auf Hatala zu und stach ihn in den Hals. Aber auch Hatala zog sein bereitgehaltenes Messer und stieß es in die Brust Sipos'. Beide Burjchen brachen blutüberströmt zusammen. Sipos starb nach einigen Augenblicken. Auch Hatala ist tödtlich verwundet. Als Michael Burjan sah, daß sein Freund Sipos blutüberströmt zu Boden stürzte, eilte er ihm zu Hilfe. Hatala meinte, daß er auch mit ihm streiten wolle und brachte auch Burjan an Kopf, Hals und Brust so gefährliche Wunden bei, daß der Bedauernswerte seinen Wunden unbedeutend erliegen wird.

(Viehschlamm.) Aus Orsova, 30. Juli wird berichtet: Die Gendarmerie verhaftete eine bemannete Bande von Räubern, welche den Viehschlamm an der rumänischen Grenze schmutzig betriebe. Bei einem der Gefangenen fand man eine werthvolle silberne Tabakdose, welche sie sofort konstatirte, von dem vorjährigen Raubattentat auf der Szegheny-Wiese bei Hufesbad herührt. Der Betreffende, Jovan Djordzic aus Rumänien gelangt denn auch seine Theilnahme an jenem Ueberfalle ein, verurtheilt aber bald darauf, aus Furcht vor der ungarischen Justizgewalt, einen Selbstmordversuch.

(Unter dem Titel „Theater und Bevölkerung“) bringt die „Republique Francaise“ folgende Zusammenstellung: „In Paris kommt auf 32.000 Einwohner ein Theater, in Berlin auf 81.000, in Vordor auf 84.000, in Budapest auf 85.000, in Hamburg auf 113.000, in Wien auf 138.000 und in London, trotz der enorm vielen Theater, doch nur auf 145.000 Einwohner ein Theater. Im Verhältniß zur Bevölkerung gibt es in Italien mehr Theater als in irgend einem anderen Lande. In Catania kommt schon auf 9800 Einwohner ein Theater, in Florenz auf 15.000, in Bologna auf 20.000, in Venedig auf 24.000, in Mailand auf 30.000, in Turin dergleichen und endlich in Rom auf 31.000 Einwohner ein Theater.

(Aus Kaiser Wilhelm's Kindertagen.) Theodor von Bernhardt erzählt reizende Epochen aus dem Berliner Hofleben, unter anderen auch folgende: „Nach englischer Sitte wird gegen das Ende des Dinners der kleine einjährige Prinz (der jetzige Kaiser Wilhelm) heringebacht, weißgekleidet, mit großen blauen Schleißen an den Schultern — man bringt ihn seiner Mutter, seinem Vater und dann wird er um den Tisch herumgetragen: ein hübscher blonder Knabe mit schönen großen Augen. Ich: „Der kleine Herr hat einen sehr gutgeformten Kopf.“ Manteuffel: „Eben sehe ich ihn auch darauf an.“ Uebrigens findet Manteuffel es sehr unpassend, daß er jetzt schon in den Saal gebracht wird zu all' den Lichtern, das thune seinen Kindern nicht gut thun! Ich: „Es ist englische Sitte.“ Manteuffel: „Haben die Engländer denn je verstanden, ihre Könige zu erziehen?“ (General Manteuffel war der spätere Generalfeldmarschall und Statthalter von Elsaß-Lothringen.) ... Nach Tisch nähert sich Prinz Friedrich Wilhelm der Gede des Saales, wo wir sitzen; sie erinnert daran, daß heute der Jahrestag der Taufe ihres Sohnes sei — wie schwach Alexander v. Humboldt am Tage der Taufe schon gewesen sei; die Herren erinnern daran, daß er über kleine Falten im Teppich stolperte, daß man ihn alle Augenblicke halten mußte, damit er nicht fiel.

(Etwa 210 echte Descendenten Luther's) leben gegenwärtig noch nach Schätzungen eines Herrn Wend in Mansfeld, der die Geschichte Luther's eifrig durchforscht hat. Von diesen directen Nachkommen führt keiner mehr den Namen Luther's, dessen letzte Träger schon vor hundert Jahren starben; die Nachkommen Luther's vertheilen sich u. a. auf die Familien v. Kühnheim, v. Sauten, v. Zeltau, Kempfen, Robbe, Niebold. (Hungernöth in Serbien.) Aus Belgrad meldet man: Die „Male Novine“ berichtet, in Folge der Dürre sei die Mais-Ernte im ganzen Lande vollständig misrathen, und da Mais das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilde, so müsse die Regierung Vorkehrungen treffen, um eine Hungersnoth zu verhüten. Auch werde das Landvolk nur schwer die Steuerpflicht erfüllen können.

(Was Trinkgelder tragen können.) Die Stadt Paris hatte jüngst ein großes Grundstück in der Rue des Saugirard anzukaufen und bezahlte dafür den ansehnlichen Betrag von 600.000 Francs. Der glückliche Grundbesitzer ist Niemand Anderer, als der einflügelige Kammerdiener des verstorbenen Professors Ricord, der sich aus den Trinkgeldern der Patienten seines Herrs so viel bei Seite legen konnte, daß er sowohl dieses Grundstück, wie auch einen ausgedehnten Landhitz und etliche Renten erwarb.

(Eine antisemitische Blamage.) Die „Libre Parole“ in Paris, das Organ des berühmten Antisemiten Drumont, brachte vor mehreren Tagen einen aus Mailand datirten Brief, in welchem haarlein die Beweise für das Judenthum Caserio's aufgezählt waren. Der wackere Antisemit und Etymolog wußte auch den Namen auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen. Caserio war nichts Anderes als Casfer, wie die italienischen Juden das Wort „Kocher“ aussprechen, und ist einfach ein italienischer „Rabot“ oder „Raboch“. In dem Briefe war sogar erzählt, daß der alte Rabbiner aus Mailand die Familie Caserio's sehr gut kenne und sich noch erinnere, daß er an dem kleinen Raboch (jetzt Santo) die Beschneidung vornahm. Ein Bruder Caserio's soll in Mailand ein Weingeschäft betreiben und der Vater des jüdischen Begräbnisvereins der Stadt sein. Der Vater habe viele Jahre hindurch den Schofar (Widderhorn) in der Mailänder Synagoge geblasen. Kräftigere Beweise konnte sich das antisemitische Blatt natürlich nicht mehr wünschen und die „Libre Parole“ hat, als ihre Mittheilungen in der französischen Presse bezweifelt worden waren, triumphirend einen Brief von Don Felio Goldoni, Domdechanten der Kirche Santa Frotola in Mailand, veröffentlicht, in welchem der Briefsteller alle seine früheren Behauptungen aufrecht erhielt. Die „Libre Parole“ hatte keine Ahnung davon, daß „Don Felio“ eine Person des Lustspiels „Der Lügner“ von Goldoni ist und daß „Frotola“ nichts weiter bedeutet als „Lügner“. Das Drumont'sche Organ war einem Späßvogel aufgelesen, der die scrupellose Fälschungsjucht des antisemitischen Blattes richtig geschätzt hatte.

(Der Schreibtelegraph.) Aus London wird der „N. Zig“ berichtet: Im nächsten Winter wird wohl in den Parlamentsberichten der verschiedenen Länder folgende Stelle vorkommen: „Der Abgeordnete X. fragte den Minister für Verkehrsweisen, ob die baldige Einführung des Teleautographen zu gemächtig sei. Der Minister erwiderte, die Verkehrsverwaltung hat bereits das Studium der Frage eingeleitet und hoffe, dem Hause in den nächsten Wochen nähere Mittheilungen machen zu können.“ So wird es dann eine Reihe von Jahren fortgehen, während von Handels-

kammern und von der Presse Bitten und Beschwerden einlaufen und nicht berücksichtigt werden. Ist doch heute noch die Einführung des Fernsprechers in den meisten Ländern Europas nicht vollständig. Hier in England z. B. liegt der Fernsprechverkehr noch in den Windeln bei wenig leistungsfähigen Privatgesellschaften; anderwärts wird er durch schwerfällige Apparate und hemmende Säge aus fiscalischen Gründen und Wettbewerb mit dem Telegraphen verhindert, und nur in kleinen Staaten, z. B. in Schweden, wo die Stadt Stockholm allein 10.000 Anschlüsse zählt, oder in der Schweiz, ist der Verkehr mit dem Sprechdraht zur vollsten Entwicklung gelangt. Belgien seinerseits darf damit günstige Erfahrungen im internationalen Dienst verzeichnen, und die höchste Leistung des Fernsprechers ist die, daß er London und Paris in sehr regem Verkehr verbindet. Doch nun zum Teleautographen, dem vom Professor Eliza Gray erfundenen Schreibtelegraphen. Vor einem Jahre, gelegentlich der Ausstellung in Chicago, vernahm man mit Genugthuung, daß die Erfindung vollendet und brauchbar sei. Darauf verging ein volles Jahr, bis der erste Versuch mit dem Apparat in Europa stattfand. Es war am Sonntag, 22. Juli l. J., und zwar fand der Versuch zwischen dem Generalpostamt in London und dem Secrete St. Margaret statt, wo sich die Kabelhütte für den Pariser Fernsprechverkehr befindet. Man merkte sich das Datum genau: wahrheitsliebende Geschichtsschreiber des Verkehrswesens werden später darüber berichten können, wie viel Jahre und Jahrzehnte in den einzelnen Ländern verfloßen sind, bis der Schreibtelegraph eingeführt wurde. Man benützte den Sonntag, wo die Drähte meistens frei sind. Daß die Ergebnisse des Versuches auf dieser kleinen Entfernung von 110 Kilometer durchaus gut ausfielen, brauchen wir nicht näher zu erläutern. Wenn unsere europäischen Regierungen nur wollten, könnte in einer Zeit von einem Jahre der ganze Telegraphenverkehr vereinfacht, erleichtert und vermehrt sein; gilt es doch nur, die Apparate umzuwechseln, eine einmalige Ausgabe, die sich bald in hohem Maße lohnen würde.

(Die Bank von England) feierte kürzlich das Fest ihres zweihundertjährigen Bestehens. Ein Schotte Namens William Patterson ist der Gründer des Instituts. Dieser kam zuerst auf den Gedanken, eine Bank in's Leben zu rufen, welche der Regierung „gegen“ billige Zinsen Geld vorstrecken sollte. Zuerst ließ die Bank William III. 1.200.000 Pfund Sterling gegen 8 Percent Zinsen. Die Sicherheit bildeten die Steuern. Im Jahre 1694 wurde der Bank eine Concession auf 11 Jahre gewährt. Ihre Leitung hatten ein Gouverneur und 24 Directoren. Den ersten großen Feind hatte die Bank in der Gilde der Goldschmiede. Diese kauften die Scheine der Bank auf und verlangten plötzlich Baargeld. Das konnte allerdings nicht so schnell herbeigeschafft werden. Sie vertriehen die ungeliebten Gläubiger an die Gerichte und mittlerweile konnte Geld von den Subscribenten der Bank gezogen werden. Den ersten schweren Krach hatte die Bank zu bestehen, als die „Süd-See-Blase“ platzte. Damals mußte sie dem amtlichen Liquidator 2.000.000 Pfund Sterling auszahlen. Ein weiterer kritischer Tag war der Jacobitische Aufstand, als der Pöbel die Bank stürmen wollte. Der Beginn des zweiten Jahrhunderts des Bestehens der Bank war nicht sehr erfreulich. Im Jahre 1792 fallirten 50 Provinzialbanken. Die Noten der Bank von England blieben in Folge dessen unwechselbar bis 1812. Ein weitere Krisis trat 1825 ein, wo 70 Häuser zusammenbrachen. Es heißt, daß sich die Bank damals nur dadurch über Wasser halten konnte, daß ein Bündel von 700.000 Pfund Sterling-Noten aufgefunden wurde. Da trat die Regierung ein und verbot die Ausgabe von Noten unter 5 Pfund Sterling. Das Real'sche Bankgesetz, welches den Notenumlauf regulirte und dessen Verhältniß zu den Vorvorräthen bestimmte, ist bekannt. Ueber die Sicherheit der Bank in Zeiten von großen Handelskrisen geben die Ansichten der Sachverständigen beinahe vollständig übereinstimmend.

(Am 500 Jahre verspätet.) „Herrn Thomas a Kempis, Hochwohlgeboren, London,“ lautete die Aufschrift eines Briefes, der dieser Tage von dem Herausgeber einer „literarischen Fachzeitschrift“ abgehandelt wurde und worin dem sehr ehrenwerthen Herrn Thomas a Kempis, mitgeteilt wurde, daß seine Werke Aussicht hätten, in dem vorzüglich geleiteten Blatte eine günstige Besprechung zu erfahren, falls er geneigt wäre — einen Schilling für die Zeile zu zahlen. Leider hat Herr Kempis die Aufschrift bis jetzt unbeantwortet gelassen, die er wohl dem Umstände zu danken hat, daß eine Londoner Verlagsanstalt eine Neuauflage seiner Werke angezeigt hatte. Thomas a Kempis, ein berühmter Theolog des Mittelalters, war 1380 geboren.

(Auch Rußland) soll seinen Eiffel-Thurm haben, und zwar in Nischni-Nowgorod. An den Organisations-Ausschuß der im Jahre 1896 in Nischni-Nowgorod stattfindenden altrussischen Ausstellung hat sich nämlich, wie russische Blätter melden, ein dänischer Bürger mit folgendem Schreiben gewandt: „Ich glaube, daß wir in der Civilisation so weit vorgeschritten sind, daß wir den Ausländern zeigen können, daß auch wir unseren Thurm erbauen können, der noch höher sein muß, als der Eiffelthurm.“ Der patriotische Bürger will nun einen Thurm von 350—400 Soffen Höhe im altrussischen Stile errichten. In den ersten vier Etagen befinden sich Kirchen, dann folgen abgestimmte Glocken und in der höchsten Etage eine Plattform für das Publicum. Der Thurm wird gekrönt durch ein Kreuz aus Glas, in welchem elektrisches Licht brennen soll. „In der Nacht wird diese elektrische Lampe wie ein Kreuz am Himmel auslehen. Dazu kommt dann noch die Musik des Glockenspiels, welches verschiedene geistliche Lieder spielen kann, während am Tage Gottesdienst in vier bis fünf Kirchen stattfindet.“ Die Kosten veranschlagt der unternehmungslustige Herr aus Odan auf hundert Millionen Rubel, die er durch Actien aufbringen will. Wenn der Traum des Mannes in Erfüllung geht, werden im Jahre 1896 die abgestimmten Glocken der Welt von dem nie dagewesenen Wunder Kunde geben und beweisen, daß Rußland nicht in der Civilisation zurückgeblieben ist.

(Aus dem Lande der Prügelftrafe.) In einem kleinen Städtchen in Rußland lebt gegenwärtig ein Bauer, welcher von dem Gemeindericht zu einer Prügelftrafe verurtheilt wurde, ohne daß dieselbe an ihm bisher exekutirt werden konnte. Die Sache ist dem Friedensrichter (d. h. dem Schiedsmann) des Ortes zur Genehmigung vorchriftsmäßig unterbreitet worden, welcher entschied, daß die Exécution durch die Ortspolizei ausgeführt werden müsse. Man wandte sich an die Polizei, dieselbe erklärt aber, daß sie weder im Besitze von Prügelfstöcken oder sonstigen Gegenständen zur Vornahme körperlicher Züchtigungen, noch der für die Beschaffung derselben erforderlichen Geldmittel sei. Die Sache ist jetzt reformatmäßig an die höhere Instanz überwiesen, deren Entscheidung noch aussteht, während der verurtheilte Bauer der Prügelftrafe harret. Die russischen Blätter bemerken hierzu, man möge den Bauer nach der Redaction des „Grosblatnik“ schicken, dessen Herausgeber und Inspirator, der bekannte Fürst Meshcherski, in letzter Zeit so eifrig für die Nothwendigkeit, den Augen und geistlichen Einfluß der Prügelftrafe in seinem genannten Blatte plaidirt.

(Aus Athen) wird die gräßliche Blüthe eines dreizehnjährigen Knaben gemeldet. Der Schüler Papanghelos verfolgte die 25-jährige Magd Marie Buccovani mit Liebesanträgen und wurde deshalb von dem Bruder derselben geprügelt. Der Knabe übte schreckliche Rache. Er schlich sich in das Haus, wo sie wohnten, und lauerte dem Bruder der Magd auf, den er hinterücks anfiel und mit mehreren wuchtigen Messerstichen tödtete. Hierauf erwischte er ein Beil, mit dem er dem Mädchen den Schädel einschlug. Der Knabe flüchtete nach dieser schrecklichen That und konnte bis jetzt nicht vorgefunden werden.

(Geister in China.) Die „Kölnische Zeitung“ brachte vor einiger Zeit eine Mittheilung des „Diplomatischen Klubb“ aus Tschinkiang, der zufolge die abergläubigen Chinesen sogar den Kanonen Geister zuschreiben. Es scheint in der That in China nirgends ohne Geister abzu-

gehen, selbst nicht in großen Fabrikanlagen, wo man sie doch sonst nicht gerade sucht. Als die neuen Eisenwerke in Wulfschlag fertiggestellt waren, beauftragte der Vicekönig Tschang-Tschih-tung den ersten Director, der den Rang eines Taotai hat, in den einzelnen Werkstätten den Geistern Opfer darzubringen und sie anzusehen, sie möchten die Gebäude und Maschinen schützen und üble Einwirkungen von ihnen fernhalten. Jeder Theil der ausgedehnten Werke scheint seinen eigenen Schutzgeist zu haben. In einem anderen Theile der Provinz Hupeh zerstückt das Volk kürzlich die Telegraphenbrüste und riß die Pfähle um. Es zeigte sich dort nämlich ein vorher nie gesehenes schwarzes Insect, das den Felsen sehr verderblich wurde. Niemand aus dem Volke bezweifelte, daß der kurz vorher eingeführte Telegraph die Schuld an dem Unglück trage. Ebenso schwören die Chinesen in Hongkong jetzt darauf, sich auf den etwa 1800 Fuß hohen Berg führende Zahnradbahn sei allein schuld an der Pest, an der inzwischen auch ein englischer, mit Desinfectionsarbeiten beschäftigter Officier, sowie ein anderer Europäer gestorben sind. Noch viel unheimlicheres Zeug wird in den kleineren chinesischen Vertragshäfen unter dem Volke verbreitet, so in Amoy. Der König der fremden Teufel, so erzählt man sich dort, nahm die günstige Gelegenheit wahr, jetzt in der Besitzzeit in Hongkong von seinem Militär 400 Chinesen ergreifen zu lassen, angeblich, um sie vor der Seuche zu schützen, in Wirklichkeit aber, um sie nach Europa zu schaffen; da sollen sie von großen Maschinen zu Pulver zerrieben werden, das die königliche Familie als Medicin gebrauchen will. Sehr viele ungebildete Chinesen glauben wirklich an solch' wahnwitzige Hirngespinnthe.

(Eisenbahn-Katastrophe.) Umweit Washburn gerieth eine Eisenbahnbrücke in Brand. Ein Güterzug fuhr auf der Brücke, die einfiel. Die Locomotive und 16 Wagen wurden zerstückt. Der Locomotivführer, der Heizer, sowie die meisten Schaffner wurden getödtet.

Original-Telegramme.

Wien, 1. August. Die Leichenfeier Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Wilhelm findet Donnerstag Nachmittags statt. Die Abänderung erfolgte deshalb, weil Freitag der 77. Geburtstag Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht ist. Nachdem das Testament des Erzherzogs Wilhelm von Sr. Majestät genehmigt worden ist, erfolgt dessen Publication noch vor der Leichenfeier im Weisheit des zum Universal-Erben eingesezten Erzherzogs Eugen.

Baden, 1. August. Im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin Königin wurde gestern Nachmittags von einer Officiers-Deputation der Militärkanzlei unter Führung des General-Adjutanten FML. v. Hofstra ein überaus prachtvoller Kranz auf den Sarg des Erzherzogs Wilhelm in Baden niedergelegt. Dieser Kranz ist auf Wunsch Ihrer Majestät ausschließlich aus weißen Rosen gewunden und trägt kostbare goldgestickte weiße Bandschleifen mit der mit goldenen Buchstaben ausgeführten Widmung: „In treuer Freundschaft. Elisabeth.“

Gestern Abends trafen Officiers-Deputationen jener Regimenter ein, deren Inhaber der Verlebene war, und legten Kränze am Sarge nieder.

Köln, 1. August. Ein Schloffer-Bursche verunreinigte die Sanct-Georgs-Kirche, was die Antisemiten zu den wildesten Ausfällen gegen die Juden brachte. Die Untersuchung constatirte, daß das Individuum ein Katholik Namens Sal sei.

Antwerpen, 1. August. Der General-Commissär der italienischen Ausstellung, Oberst Carpi, wurde von italienischen Ausstellern, mit denen er in Streit geriet, durch Hammerschläge auf den Kopf schwer verwundet.

Freunden = Liste

- vom 1. August.
Hotel Neubruder. Karl Ruch, Privatier, von Kronstadt; Labians Bile, von Budapest; Labians Alkan, von Klausenburg; Gottlieb Boitt, Reisenber, von Wien.
Hotel Welser. v. Dalsalby, Reisenber, von Klausenburg; Alexander Gynlag, Karl Gynlag, Reisenber, von Banffy-Banffy; Strauß, Reisenber, von Banffy-Banffy; Josef Reußmann, Reisenber, von Arad; Montani Expriester, von Zalatna; Manerslan, Privatier, von Buntareß; Weinberger, Stein, Linden, Kaufente, von Wien; Marie Jonescu, Karl Schneider, Buchbruder, von Kronstadt.
Hotel Habermann. Franz Schramel, Seicher, von Maros-Basarhely; Alexander Martoviz, von Nagybanya.

(Eingefendet.)

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide knäufelt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz feibräumlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht peckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glühmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr) mit Harzschloß erschwert, und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegen-satz zur echten Seide nicht krümelt, sondern klumpt. Jedoch man die Asche der echten Seide, so zerbröckelt sie, die der verfälschten nicht. Die Seiden-Fabrik von G. Henneberg (f. u. f. Postleferant), Zürich veredelt gern Muster von seinen echten Seidenstoffen an Bebermann, und liefert einzelne Rollen und ganze Stücke porto- und zollfrei in die Wohnung an Private. Briefe kosten 10 kr. und Postkarten 5 kr. Porto nach der Schweiz.

Budapester telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

Table with 2 columns of financial data, including gold and silver rents, exchange rates, and various securities. Includes sub-header 'vom 31. Juli.'

Wiener telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

Table with 2 columns of financial data, including gold and silver rents, exchange rates, and various securities. Includes sub-header 'vom 31. Juli.'

